

Bezugs-Preis für Halle u. Umgegend 2,50 M., durch die Post bezogen 3 M. für das Vierteljahr. Die halbjährige Zeitung erscheint wöchentlich in erster Ausgabe Vormittags 11 1/2 Uhr, in zweiter Ausgabe Nachm. 5 Uhr. Fernsprechverbindung mit Berlin u. Leipzig. Anschlag Nr. 158.

Erste Ausgabe.

Halle'sche Zeitung

verm. im G. Schwesfke'schen Verlage. (Halle'scher Courier.)

Anzeigen-Verfahren für die halbjährliche Zeit oder den Raum für Halle u. Umgegend. Preis für Halle u. Umgegend 18 Pf. Einmalige Anzeigen für die halbjährliche Zeitung aufgegebenen Anzeigen werden im Halle'schen Anzeigenteil "unentgeltlich" abgedruckt. Anzeigen auf Schluss des redaktionellen Jahrs die Seite 40 Pf.

Nummer 208.

Halle, Sonnabend 6. September 1890.

182. Jahrgang.

Halle, den 5. September.

„Wir wollen den Staat schon unterbuttern.“

(Ultramontanismus und Sozialdemokratie.)

Das Saarbrücker Generalsblatt veröffentlicht die folgende aufschlußreiche Betrachtung, welche nicht nur für die Verhältnisse im Saargebiet zutrifft, sondern die allgemeine Wählerverwandtschaft der Separatisten, welche äußerlich Gegner, innerlich dem deutschen Bürgerthum gegenüber verbündet find, richtig kennzeichnet:

Der bevorstehende Ablauf des Sozialistengesetzes hat gewaltige Anstrengungen seitens einzelner politischer Parteien hervorgerufen, die auf eine Erhaltung und Führung der Reichstagsvereine im Saarrevier gerichtet sind; nämlich seitens der Sozialdemokraten, die in diesen Vereinen bereits durch würdige Wortführer vertreten sind, und seitens der ultramontanen Caplanspartei, die ihre kirchlichen Aufgaben bereits gekonnt hat und zur Förderung ihrer politischen Ziele in den Vereinen maßgebend werden möchte. Wie groß die Zahl der Vereinsmitglieder heute noch ist, dürfte sich schwer feststellen lassen; sie ist auch völlig gleichgültig, insofern sie keinen richtiger Anhalt für die wahre Stimmung anderer Arbeiterbevölkerung bietet. Wer sich der Mühe einer persönlichen Umfrage unterzieht, würde sehr rasch herausfinden, daß unter tausend Reichstagsvereinsmitgliedern kaum einer weiß, was die Sozialdemokratie ist und was sie will; selbst unter den Vorstandsmittgliedern werden nur wenige sein, die sich hierüber klar sind. Während die Sozialdemokraten durch Vertheilung materieller Vortheile die Reichstagsvereine stützen, bemüht sich die Caplanspartei, dieselbe dadurch zu erreichen, daß sie das Ansehen der bergmännischen Behörden und der Arbeitgeber zu untergraben sucht. Es soll damit dem Arbeiter gezeigt werden, daß alles anders werden muß, daß er den Reichstagsvereinen braucht, um dies zu erreichen, und daß die Caplanspartei die rechten Männer aufweist, die an der Spitze des Reichstagsvereins stehen müssen. Es ist eine höchst bezeichnende Erscheinung, die sich hier darbietet, wenn die Caplanspartei in einer fast ganz katholischen Arbeiterbevölkerung, die ihr eigentlich, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllt, mit Leib und Seele ergeben sein müßte, die gewaltigsten Anstrengungen in Wort und Schrift, in Agitationsveranstaltungen und Heuschrecken machen muß, um sich Gehör, Ansehen und Autorität zu verschaffen. Worum liegt das? Die Arbeiter haben das dunkle Gefühl, daß die Caplanspartei nicht auf dem richtigen Wege ist. Während ein hervorragender Kirchenfürst, der Bischof von Trier, auf öffentlichen Versammlungen mit dem dreimaligen Ausruf pax, pax, pax den Frieden verkündet, legt sich ein Theil seiner kirchlichen Werkzeuge über seine kirchliche Aufgabe hinweg, jät Zwietracht unter denen, welchen er den Frieden überbringen soll, und bemüht sich in den Augen der Arbeiter Stück für Stück von der Autorität der staatlichen Behörden abzuhelfen. „Wir werden den Staat schon unterbuttern!“, diese bezeichnenden Worte scheinen der Wahlspruch der Caplanspartei geworden zu sein. Daß diese Partei äußerlich den sozialdemokratischen Bestrebungen entgegenarbeitet, ist eine durchaus erklärliche

und folgerichtige Taktik. Man glaubt und hofft, die sozialdemokratischen Führer der Reichstagsvereine besitzgen und deren Erblichkeit in der Führung der organisierten Vergeltung im Kampfe gegen die Regierung antreten zu können. Das eine ist so schlimm wie das andere, und wir zweifeln nicht, daß die Regierung sich gewonnen sehen wird, ihre Abwehrmaßregeln gegen beide Parteien richten zu müssen, gleichviel ob diese Abwehr mit geistigen Vertheidigungswaffen oder, was noch vergeblicher Versuchen mit diesen wahrscheinlich, mit wirkkamern Angriffswaffen erfolgen wird. Ein Hohn auf die von allerhöchster Stelle ausgehenden Bestrebungen in der Arbeiterfrage aber ist es, wenn ein Mann wie der Caplan Dasbach, dessen Zeitungen seit Jahren und ganz besonders noch in jüngster Zeit den Frieden zwischen Arbeitgeber und Arbeiter fördern, ja, das Aufkommen schieblicher Zustände, wo sie fehlen, gesichtlich zu hintertreiben suchen, den Rath hat, in der Coblenzer Katholikenversammlung die Abhaltung des „stiefelgeschützten Dankes“ für das thätkräftige Eingreifen Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen zur Herbeiführung des sozialen Friedens“ zu beantragen. Wer anders ist denn noch heute bemüht, die Wunden, die dem sozialen Frieden geschlagen worden sind, immer und immer wieder aufzuweisen, als die Presse des Caplan Dasbach im innern Bunde mit der Sozialdemokratie? Wer anders trüffelt fortgesetzt das Gift der Unzufriedenheit in andere Arbeitermassen, als die Trierer Landeszeitung, die St. Johanner Volkszeitung und das Pantinusblatt, die sämmtlich in Besitz des Caplan Dasbach sich befinden? Die Winkeltage, welche Herr Dasbach mit seinen Coblenzer Anträgen einschlägt, sind zu plump, um nicht überall erkannt zu werden. Möge diesen Manne nicht vergessen werden, was er zur Störung des confessionellen und sozialen Friedens beigetragen hat; und möge die feste Hand, die in die staatsverderblichen Elemente hineingreifen muß, wenn der „Kampf mit geistigen Waffen“ ihnen gegenüber sich als wirkungslos erweisen haben wird, auch ihn erreichen — dann erst wird die Wiederkehr friedlicher Verhältnisse erwartet werden dürfen! Wir halten die Begünstigung, mit welcher die katholischen Jünger der Coblenzer Verhandlungen dem Unfugsstium zugestimmt haben, hoch in Ehren, weil wie sie mit unsern katholischen Mitbürgern theilen; aber der Dank flumme aus einem unberufenen Munde und nicht einer Satire auf die kaiserlichen Bestrebungen im höchsten Grade ähnlich. Es ist erklärlich, wenn diese Kritik im Sinne der Begünstigung in den Hintergrund tritt, aber es ist auch möglich, sie ins Tageslicht zu ziehen, nachdem die Wogen sich gestillt haben.

Politische und vermischte Nachrichten.

* **Sr. Majestät der Kaiser** traf am Mittwoch Vormittag, von Etenburg, Ihre Majestät der Kaiserin von Potsdam kommend, in Hensburg ein, wo beiden Majestäten von Behörden wie Privaten der glänzendste und begeistertste Empfang bereitet war. Der heutige Tag haben die Repräsentationsveranstaltungen und findet morgen früh 8 Uhr die Fahrt ins Manövergelände bei Bau statt. Näheres darüber berichten wir anderer Stelle.

* **Das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Arbeiter-Krankenhause**

in Berlin hat den ersten Monat seiner Thätigkeit beendet. Es dringend das Bedürfnis nach einer derartigen Anstalt in Berlin ist, geht daraus hervor, daß in dieser Zeit für nicht weniger als 600 Arbeiter-Betteln gelendet wurde, so daß die Arbeit für die Anstalt zeitweilig eine überaus umfangreiche war. Auch auf der Diphtherie-Abtheilung, deren eigenartige um Theil völlig neue Einrichtungen sich bisher auf's Beste bewährt haben, war die Krankenanzahl eine sehr beträchtliche. Hierbei wurde die Beobachtung gemacht, daß die erkrankten Kinder in der Regel sehr spät und mit weit vorgeschrittenen Krankheitsformen der Anstalt angeliefert wurden. An die Eltern kam nicht dringend genug die Mahnung, erkrankte Kinder nicht allzu lange zu warten, sondern frühzeitig Hilfe in dem Krankenhause zu suchen, weil in dem gleichen Maße die Aussicht auf Heilung eine größere, ist, je früher den Kindern eine locale Behandlung zu Theil wird. Bei überreichen Familien wird überdies durch frühe Entfernung der Kranken aus beschränkter Wohnungsverhältnisse auch der Verbreitung der Krankheit von Kind zu Kind vorgebeugt werden können. — Der Bau des Krankenhauses ist inzwischen thätig fortgesetzt worden. — Eine kleinere Abtheilung für nicht ansteckende innere und äußere Kranke ist eröffnet worden. Der Schwere-Krankensaal ist im Bau so weit vorgeschritten, daß die Errichtung desselben in den nächsten Wochen beendigt.

* **Kaiser Bismarck in Homburg.** Kaiser Bismarck besuchte am Donnerstag zwischen 2 1/2 und 3 Uhr, begleitet von Frau Meißner, geb. Becker, deren Mutter, Frau Professor Becker. Diefelbe war in der Zeit des Bundesfestes die Hauswirthin des Fürsten. Dem Hof legte der Kaiser zu Fuß zurück. Aus dem Wagen herausstretend, wurde der Kaiser mit begeisterten Hochrufen und seitens der Damenwelt mit Rosenkranzen empfangen. Für den Nachmittag war eine Partie nach der Saalburg projectirt. Ebenfalls am Donnerstag ist auf Montag festgesetzt. Ebenfalls am Donnerstag machte der Prinz von Wales dem Fürsten Bismarck im Hotel Niedeckmann einen dreiviertelstündigen Besuch. Heute (Freitag) Abend soll ein großartiger Fetedung stattfinden.

* **Wie die Allgemeine Zeitung** meldet, wünscht Dr. Peters den Ertrag der Petersiftung zum Bau eines Damppers auf dem Victoria-Kanal zu verwenden.

* **Zum Empfang des Reichskommissars v. Wisfmann** haben sich Mitglieder der Handelskammer, der Geographischen Gesellschaft und angelegene Kaufleute in Homburg zu einem Comité zusammengethan. Für den 8. ds. ist ein Festessen zu Ehren Wisfmanns im Homburger Hof in Aussicht genommen. — Am Montag-Mittag traten von ebendort zwei Damppers der Voormann-Linie, Lulu Hohen und Marie Voormann, ihre Reise nach Westafrika an. An Bord des letztgenannten Schiffes befanden sich unter den 24 Passagieren der Afrikafahrer Dr. Rintgraf, Lieutenant v. Spangenberg und der Landwirth Max Hauer, welche, wie bereits früher mitgeteilt wurde, im Dienste des Auswärtigen Amtes nach dem Kamerungebiete gehen. An Bord der Lulu Hohen befanden sich vier Passagiere. Der Dampper wird Wismingen anlaufen und dort noch 23 Passagiere aufnehmen. Man sieht, daß die Passagierförderung nach dem Westen Afrikas durchaus nicht als unerheblich bezeichnen werden kann.

* **Zuckerindustrie und Zuckerkonvention.** Wenn in der freihändlerischen Presse aus dem Umfange, daß in der letzten Campaigne die Ausfuhr von Zucker gegen das Vorjahr gestiegen ist, der Schluss gezogen wird, daß die in der Bemessung der Ausfuhrvergütung liegende Prämie für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Zuckerindustrie auf dem

Das selbige Ende.

Ein Waldmärchen von Dr. W. A. Dörsy.

Durch den morgensfrischen Wald schreitet der junge Försterbursche. Neck sieht ihm der grüne Jagdhut mit der Auerhahnfeder über dem rechten Ohr. Statt der Büchse, die ihm nachlässig über die Schulter hängt, trägt der junge Waldmann ein Rosenkranzlein in der Hand, und er trallert die lustigsten Lieder im Wandern. Wer mag es auch dem Glücklichen verargen! Am Ende des Waldes wartet schon die blondköpfige Lisbeth, des biden Lindemwirthes holdselig Kind, auf den braunen Gesellen: zu Zweien wollen sie des Vaters Segen für ihre Liebe ersehen.

Als der Jäger an den Rand des Waldleiches gelangt, berührt ein eigenthümliches Pfeifen und Schnauben sein Ohr. Der Laut ist selbst ihm neu, vorsichtig nimmt er den Stutzen von der Schulter und geht vorsichtig dem Geräusche zu. Als er den letzten Strauch, der ihn vom Leiche trennt, auseinander schlägt, möcht er schier aufschauen vor dem überalphenen Anblick. Ein Männlein, nicht größer als eine Spanne, vertheidigt sich mit einem Stüchlein Heilig mühsam gegen eine dickleibige Kröte, die mit giftigen aufgeschwollenen Augen gegen den Kleinen heranspringt.

Das Puffen und Wedgen kam von dem Männlein her, das sich seines mächtigen Gegners kaum erwehren konnte. Konrad zog rasch seinen Hirschjäger hervor, und als das schlüpfrige Unthier gerade zum letzten Sprunge ausholte, pfeifte er es auf den Boden, daß das Gemüth alle Biere von sich streute. Mit Todesverachtung sprang jetzt der Kleine herbei und hub wie wütend auf die unförmliche Leiche los, indem er zuletzt noch der armen Kröte die Augen ausbohrte. Dann aber wandte er sich zu Konrad.

„Ich danke Dir, großes Menschenkind, daß Du mir geholfen. Sollst an mir keinen Lindentöbren finden. Winisch! Dir was!“

Konrad lachte. „Knippslein, was kommst Du mir geben?“

„Wilde Dir nur nicht soviel auf Deine langen Beine ein“, höhnte der Kleine zurück, „wie Knochen, wenig Hirn. Du kommst verlangen, was Du willst.“

Konrad überlegte. Geld oder Schätze wollte er von dem Männchen nicht haben, denn er sah schon, daß er es mit einem Nix zu thun hatte, und fürchte, daß ihm kein Geschenk schlecht bekommen könnte. Endlich sagte er: „Du lieber Himmel, zum Leben habe ich genug, was ich mir winische, ist ein selbigs Ende.“

Der Nix sah ihn mit seinen grünen Augen ernst an. „Wart ein wenig!“ Dann sprang er in den Teich hinein und tauchte alsbald in einem knisternen Flüsschen empor.

„Nimm dies Flüsschen!“ sprach er. „Füllst Du Dein Ende nahen, dann trinke den Anstalt aus. Du lebst dann nur noch eine Stunde, aber Du kommst für diese die glücklichste Deines Lebens wählen, die Du zu Theil geworden, die lebst Du noch einmal durch, und schliffst dann ein.“

Konrad nahm nachdenklich das Flüsschen zu sich. Der Nix sprang ins Wasser. Den ganzen weiten Berg durch den Wald legte er in stauendem Raschen zurück, ohne ein Lieb, fast ohne Luft; aber als ihm am Waldebrande zwei im Sonnenschein schimmernde Goldbüpfe entgegenleuchteten, stieß er ein frohliches Zuchte aus und mit Lisbeth's Ruf war Alles vergessen.

„Konrad!“ jubelte diese, „der Vater hat „Ja“ gesagt!“

„Du Bligamdel, hast ihm's ganz allein abgenüßigt. Und wenn ich nun nicht wollte?“

„Du —!“ Das übrige waren lauter Rüsse.

Es lag sichtlich Gottes Segen auf dem Hause des jungen Förstermeisters. Alles, was er unternahm, gedieh vortrefflich, und George, Krantheit und Nummer fanden nur selten Eingang in das grünemantel Försterhaus. Bald sprangen zwei braunhaarige Buben lustig durch den Vorgarten, nicht lange wahrte es und sie führten ein blondköpfiges Schwefelkind an der Hand; noch eine kurze Zeit

verging, da konnte der ältere der Knaben dem Vater schon die Hüfte abnehmen, wenn er aus dem Walde kam, und wie lange mochte es währen, daß ihn der Vater selbst mit auf die Jagd nehmen konnte.

So verdrängte die Jahre in stillen, ruhigen Glanz; allmählig stießen sich Jahre seiner Eiferarbeiten in Konrads Part, in seiner langsame Arbeit meißelte die Zeit Früchten an Frachten in Lisbeth's einst kühnendes Antlitz — aber die Weiden merkten das kaum, in ihren Herzen war einige Jugend gelassen. Und hatte sich auch jenseits in diesen sicheren Hafen ein Sturm verschlagen, der die kleinen Wellen des Glückes trübte, Konrads Gesicht strahlte bald wieder in frohlicher Zuversicht; wußte er doch, daß ihm trotz aller trüben Stunden das selbige Ende beschieden war.

Viele, viele Jahre waren ins Land gegangen, Jahre eines glücklich zutreibenden Lebens, von denen aber doch ein jedes eine Lücke auf des Förstermeisters Haupt gebleicht hatte. Der einst so blühend kräftige Jüngling war zum Greise geworden.

Ein schöner Herbstabend war es. Vor dem Forstbothe lag in einem weichen Reihnicht ein alter Mann mit silberweißer Barke und einem Wilder voll verklärter Ruhe in den lebensmüden Augen. An der einen Hand hielt er ein kleines knisternes Flüsschen — inmitten der heiligen Stille, der beschlagigen Zuversicht wollte er ruhig und sanft Abschied von dieser schönen Welt nehmen. Der Greis dachte an die Worte des Wasserwunders: „Die selbige Stunde Deines Lebens soll auch Deine letzte sein“, und er ließ nun in buntem Fluge die Stunden in seinem Geiste vorüberfliegen, in denen er am glücklichsten gewesen war. So mondlos hatte er, wenn eine läche Freunde, eine selbige Luft sein Herz übermächtig erfüllt hatte, wenn er glaubte, daß ihm die Welt keine höhere Beweise mehr bieten könne, den wehmüthvollsten Wunsch empfinden: Wer jetzt noch sterben könnte! Man stand es ihm frei, mit einem solchen Momente sein Leben zu beschließen, er brauchte nur das Flüsschen zu leeren, um sich die höchste Seligkeit zu er-

144

Rechnung des Preis...

Halle'schen Zeitung

